

JAMES P.
SUMNER

TRUE
CONVICTION
DER
AUFTRAGSKILLER

Aus dem Englischen von Len Wanner

FESTA

Die englische Originalausgabe *True Conviction*
erschien 2015.

Copyright © 2015 by James P. Sumner

1. Auflage Juni 2016

Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig

Lektorat: Alexander Rösch

Titelbild: Arndt Drechsler

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-472-0

eBook 978-3-86552-473-7

1



20. AUGUST 2013

15:04 Pacific Daylight Time (PDT)

Verdammt, ist das heiß ... Das soll keine Beschwerde sein, lediglich eine Tatsache. Dieser lange, schnurgerade Highway, der eine Schneise quer durch die gnadenlos karge Landschaft Nevadas schlägt, dampft in der Augustnachmittagssonne. Ich weiß, ich trage immer noch meine Lederjacke, aber ich bin beruflich unterwegs und in meiner Branche ist Image wichtig. Natürlich hätte ich für die letzten vier Meilen im klimatisierten Greyhound-Bus sitzen bleiben können, doch es ist ein schöner Tag und ich habe Lust zu laufen.

Elend heiß ist es aber trotzdem.

Ich war in Milwaukee, als ich telefonisch von dem Auftrag in Heaven's Valley erfuhr. Ich stand gerade auf dem Balkon einer Wohnung im 14. Stock. Es war früher Abend und die Temperatur bewegte sich bei erfrischenden 18 Grad Celsius. Im Inneren der Wohnung, auf dem Bett, lag ein toter Mann. Ich war ihm drei Tage lang kreuz und quer durch die Stadt gefolgt und hatte zugeschlagen, sobald ich wusste, dass er allein war.

Ich hatte an seine Tür geklopft und als er öffnete, trat ich so hart dagegen, dass sie aufflog und ihm ins Gesicht schlug. Ich hatte mit einer Sicherheitskette gerechnet,

war also davon ausgegangen, dass an derartiger Gewalt kein Weg vorbeiführte, um mir Zutritt zu verschaffen. Er stolperte rückwärts und griff sich an die blutende, vermutlich gebrochene Nase. Dann fiel er rücklings hin. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er zu mir hoch, sein Gesichtsausdruck eine Mischung aus Furcht und Verwirrung.

»Setz dich aufs Bett«, forderte ich.

Zunächst parierte er nicht, doch sobald ich die Pistole zog und auf ihn richtete, zögerte er nicht länger. Als er dann dasaß und mich verängstigt und verwirrt anglotzte, griff ich in die Hosentasche, holte einen Schalldämpfer heraus und schraubte ihn an den Lauf. Ich ließ mir bewusst Zeit, damit er kapierte, was ihm blühte. Ließ ihn den Schrecken verarbeiten und erkennen, dass sein letztes Stündchen geschlagen hatte.

»Warum?«, fragte er. »Was willst du von mir?«

Ich schwieg. Schweigen zwingt sie zum Nachdenken. Früher oder später ziehen sie ihre eigenen Schlüsse. Eine psychologische Standardtaktik. Außerdem macht das die Sache für mich unterhaltsamer.

Versteht mich nicht falsch, ich find's nicht besonders witzig, wie ich meinen Lebensunterhalt bestreite. Ganz im Gegenteil, zuweilen ist es ganz schön eintönig. Aber das Geld stimmt. Also gehe ich stets auf sichere Distanz, sowohl zu meinen Opfern als auch zu meinen Gedanken. Dadurch kann ich alles objektiv betrachten. Jeden Winkel, jede mögliche Wendung ... Ich verlass mich voll und ganz auf meine Instinkte.

Der Mann mühte sich vergeblich ab nachzuvollziehen, warum ich plötzlich aufgetaucht war. Gott hab ihn selig. Immerhin schien er den richtigen Schluss zu ziehen,

nämlich dass ich ihn erschießen wollte. Die Gründe dafür schienen ihm allerdings ein Rätsel zu sein.

Da klingelte mein Handy und ruinierte den Augenblick. Ich hatte mein Bluetooth-Headset im Ohr, konnte also sofort rangehen. Es war mein Mittelsmann.

»Sei so gut und gib mir 'ne Sekunde«, sagte ich.

Ich nahm mit meiner Pistole Maß und feuerte. Das dumpfe Geräusch der Kugel war das Letzte, was der Mann je hörte. Gespürt haben kann er nichts. Die Kugel schlug mitten in seiner Stirn ein und verursachte noch im selben Augenblick eine purpurrote Explosion auf der Wand dahinter. Sein Körper zuckte, als er rückwärts umkippte. Reglos blieb er auf dem blutigen Bettlaken liegen.

»Entschuldige bitte«, sagte ich, als ich auf den Balkon hinaustrat und die bildschöne Stadt bewunderte, die sich unter mir ausbreitete.

Nun gab mir mein Kontakt die Einzelheiten des nächsten Auftrags bekannt. Leichte Arbeit, großzügiges Honorar, neue Stadt. Ich nahm ohne Zögern an.

Am nächsten Morgen fuhr ich so früh wie möglich mit einem Greyhound nach Minnesota. Von dort flog ich nach Las Vegas weiter. Unterwegs kam es zu ein paar Verzögerungen. Nichts Ernsthaftes. Außerdem hat man als Freiberufler den Vorteil, sich selten abhetzen zu müssen, um zu Termin X an Ort Y zu sein, also ließ ich mir Zeit und tat mein Bestes, die Reise zu genießen.

Als ich jedoch auf der Fahrt hierher im Greyhound saß, gingen mir das Rumreisen, die mangelnde Beinfreiheit und die lauten, verschwitzten Leute zunehmend auf die Eier. Ich spürte, dass Kopfschmerzen im Anmarsch waren und meine Stresswerte langsam in mörderische Höhen kletterten. Als wir ein Schild passierten, auf dem

es hieß, es seien nur noch vier Meilen bis zur Stadtgrenze, entschied ich mich fürs Aussteigen.

Jetzt, wo ich unter der glühenden Sonne dahinmarschiere, läuft mir der Schweiß in Strömen übers Gesicht und bringt die Augen zum Tränen. Ich blinzele zum Horizont und sehe, wie sich die blassen Konturen der Stadt und der Berge dahinter im Dampf der Asphaltstraße kräuseln. Es kommt mir vor wie eine Luftspiegelung. Meine Schulter schmerzt unter dem Gewicht der schweren Tasche. Ich reise zwar immer mit wenig Gepäck, doch langsam macht sich die Müdigkeit bemerkbar. Ein eiskaltes Bier würde jetzt nicht schaden.

Ich kenne Heaven's Valley vom Hörensagen, bin jedoch noch nie dort gewesen. Die Stadt befindet sich in einem Talbecken mitten in der Wüste von Nevada, ungefähr 150 Meilen nördlich von Vegas. Im Norden und Westen ist sie von Bergen eingeschlossen; im Süden und Osten erstreckt sich in ihrer Umgebung endloser Sand.

Man sagt, es sei ein Leichtes, sich in diesem Tal zu verlieren, an diesem Ort, der sich an den Sünden des kleinen Mannes bereichert: Drogen, Geld und Frauen – für diejenigen, die so etwas wollen, ist Heaven's Valley das Paradies auf Erden. Doch was der eine als Paradies bezeichnet, empfindet der andere als Hölle.

Ich?

Ich verdiene mein Brot damit, unsichtbar und anonym zu bleiben. Doch im Laufe der Zeit habe ich mir damit einen gewissen Ruf erarbeitet ... Ich bin Auftragsmörder, und zwar ein verdammt guter. Wahrscheinlich einer der besten, die man aktuell in Nordamerika findet. Ich sage das ohne übertriebenen Stolz, es ist lediglich eine Tatsache. Seit meinem Austritt aus der CIA vor elf Jahren

habe ich mich zu einer Koryphäe auf diesem Gebiet entwickelt. Vorher war ich Soldat, an vorderster Front in Desert Shield. Doch nach dem Ausscheiden aus dem Dienst fiel mir die Ausübung eines Jobs schwer, in dem es nicht darum ging, Leute zu erschießen. Die Macht alter Gewohnheiten. Also habe ich seitdem hart geschuftet und einige ... fragwürdige Aufträge erledigt. Doch mit etwas Hilfe bin ich in der Unterwelt zu einer Legende aufgestiegen und gelte inzwischen als der Einzige, der sein Geld wert ist, wenn's drauf ankommt.

Bin ich deswegen kein guter Mensch? Einspruch! Ich bin kein Auftragsmörder, wie man ihn aus dem Kino kennt. Ich werde nie jemanden erschießen, der die Kugel nicht nachweislich verdient. In meiner Branche hat man es mit einer Vielzahl von Leuten zu tun, die schlimme Verbrechen begehen, also kann ich ohne Anflug von schlechtem Gewissen behaupten, dass gewisse Leute den Tod *verdienen*.

Andererseits könnte man streng genommen auch behaupten, dass ich meinen Lebensunterhalt damit verdiene, anderen das Leben zu nehmen ... Ich dürfte also kaum für irgendwelche humanitären Auszeichnungen nominiert werden. Und Weihnachtskarten von Gesetzeshütern werd ich wohl auch keine bekommen. Wenn ich's mir recht überlege und ich jemals verhaftet werde und dabei herauskommt, was ich im Laufe des letzten Jahrzehnts alles getrieben habe, verurteilt man mich aller Wahrscheinlichkeit nach zum Tode, und zwar noch bevor ich auf die nächstbeste Bibel schwören kann.

Doch zu meinem Glück wird mir das nie passieren. Vergesst nicht, dass ich der Beste bin. Es existieren keine Beweise dafür, dass ich jemals an den Tatorten gewesen

bin, an denen ich Aufträge ausgeführt habe. Die Leute, die mich engagieren, haben in der Regel weder etwas für Cops übrig, noch sind sie selbst für die Sicherheit im Staat unterwegs, also werden sie mich kaum verpfeifen.

Denkt also, was ihr wollt. Ich werde weiterhin Geld von schlechten Menschen dafür kassieren, dass ich die Welt von anderen schlechten Menschen befreie. Sobald man einmal für die CIA gearbeitet hat, ist es so gut wie unmöglich, seine früheren moralischen Maßstäbe aufrechtzuerhalten. Ich folge daher einfach meinem Bauchgefühl und mache, was ich für richtig halte.

Ach ja, wer ich bin?

Mein Name ist Adrian Hell.

Willkommen in meinem Leben.

2



19:56 PDT

Ich sitze auf einem Barhocker in einer kleinen 08/15-Kneipe namens Charlie's, stütze mich mit verschränkten Armen auf dem Tresen ab, eine halb leere Flasche Bud in Reichweite. Links daneben steht ein doppelter Johnnie Walker Black, den ich gerne zu einem guten Bier trinke. Es ist kurz vor acht abends. Nach meinem Fußmarsch in die Stadt bin ich müde. Ich bin in den erstbesten Laden gegangen, der danach aussah, als stehe dort eine halbwegs brauchbare Jukebox rum. Dort hab ich mir einen Drink bestellt.

Auf meinen Jeans und Stiefeln liegt eine dünne Schicht Straßenstaub. Das weiße T-Shirt ist durchgeschwitzt, also hab ich meine braune Lederjacke gar nicht erst ausgezogen. Meine Schultertasche steht neben mir an den Barhocker gelehnt.

Bevor ich mich hingesetzt habe, bin ich zur Jukebox auf der anderen Seite der Bar gegangen und hab die Liste mit dem ganzen Mist überflogen, von dem ich noch nie gehört habe, bis ich auf ein paar vernünftige Lieder stieß. Ich warf eine Handvoll Vierteldollar-Münzen in die Maschine, tippte die entsprechenden Nummern ein, setzte mich auf meinen Stuhl und trank gemütlich mein Bier weiter.

Die Musik ist nicht zu laut und in der Bar herrscht nicht allzu viel Betrieb. Ich schließe meine Augen und lausche

meiner Umgebung. Rechts hinter mir höre ich, wie auf dem Tisch in der dunklen Ecke Billardkugeln aufeinanderprallen, lediglich beleuchtet von einer blauen Neonreklame, die ein Bier anpreist, von dem ich noch nie gehört habe; am Tisch links neben mir plaudern drei Damen über Arbeit, Einkaufen und Männer; rechts neben mir stehen zwei Kerle an der Bar und tauschen mit sparsamen Worten ihre Ansichten zur aktuellen Lage der Nation aus; vor mir trocknet der Barmann Gläser ab, bis sie quietschen.

Ich öffne meine Augen und betrachte mich in der verspiegelten Wand hinter dem Tresen. Ich nehme noch einen tiefen Schluck und seufze. Meine eisblauen Augen wirken in der dunklen Landschaft meines Gesichts, das schmutzig ist von vielen Reisetunden, wie Suchscheinwerfer. Ich reibe mir Kinn und Hals. Unter der Berührung knirscht der stoppelige Dreitagebart wie Sandpapier.

Ich brauche definitiv eine Rasur und eine Dusche.

Ich fahre mir mit der Hand über den kahl rasierten Schädel, massiere mir kurz die Schläfen und atme tief durch, während die Anspannung dieses langen Reisetages langsam von mir abfällt.

Ich lächle in mich hinein. In solchen Kneipen fühle ich mich wohl. Trübes Licht, klebriger Boden und keine überflüssigen Höflichkeiten unter Fremden ... bloß die Musik und ich. Wenn ich jemals meine eigene Kneipe aufmache, wird sie genau wie diese sein.

Ich blicke kurz aus dem Fenster, als die untergehende Sonne den Raum in ein beeindruckend malerisches Orange taucht. Heaven's Valley ist ein trügerisches Tal. Auf den ersten Blick scheint es eine strahlende, opulente Stadt voller Möglichkeiten zu sein. Doch unter der Oberfläche schlägt das wahre, verdorbene dunkle Herz – Glücksspiel,

Kneipenschlampen, Gangster und eine der höchsten Kriminalitätsraten an der Westküste. Manche Leute können sich nichts Schöneres vorstellen. Ich schon. Doch wie gesagt sind die Leute, die mich in meiner Branche engagieren, für gewöhnlich leider diejenigen, denen genau so etwas gefällt.

Es ist nicht einfach, zu tun, was ich tue. Es genügt nicht, die nötige Kompetenz zu besitzen. Man braucht auch gewisse mentale Fähigkeiten. Das Wichtigste ist wahrscheinlich, dass man ohne Skrupel ein Leben auslöschen kann. Das ist eine Sache, die theoretisch ganz einfach klingt, doch wenn's drauf ankommt und man so einem armen Trottel Auge in Auge gegenübersteht, kurz vor der Tat ... da ist es was ganz anderes. Ich mache das jetzt schon eine gefühlte Ewigkeit und doch hat sich meine Befangenheit erst in den letzten Jahren allmählich gelegt.

Ich seh's nicht gern, wenn nette, ganz normale Menschen leiden müssen. Doch während die meisten Auftraggeber, die meine Dienste in Anspruch nehmen, bestenfalls widerlich sind, haben diejenigen, die ich für sie umbringen soll, eine Kugel im Kopf meist noch mehr verdient. Drogenhändler, Zuhälter, korrupte Polizisten ... lauter Gesindel eben, das unschuldige Leute in Mitleidenschaft zieht. Wenn ich so jemanden umbringe, kann ich hinterher ohne Weiteres in den Spiegel schauen.

Die zweite Eigenschaft, die jeder gute Auftragsmörder braucht, ist die richtige Einstellung. Die Einstellung, den Job nicht bloß zu erledigen, sondern ihn für sich arbeiten zu lassen. Wenn man dieses Spiel richtig spielt, kann man allein schon mit seinem Namen Furcht verbreiten, selbst wenn man noch meilenweit entfernt ist. Nehmt mich als Beispiel ... nach einem Jahrzehnt in diesem Geschäft gelte

ich für viele Gangster als Legende. Und was die diversen Ermittlungsbehörden anbelangt, für die bin ich ein Phantom – jemand, von dem sie ihren Rekruten erzählen, um ihnen Angst einzujagen. Keiner glaubt, dass jemand, der so gnadenlos und geschickt vorgeht wie ich, tatsächlich existieren kann.

Naivlinge.

Fortunate Son von Creedence Clearwater Revival schallt durch den Raum. Gott, ich liebe diesen Song. Er gehört zum Soundtrack des Vietnamkriegs. Der Konflikt war zwar etwas vor meiner Zeit, doch die Musik, die er hervorgebracht hat, weiß ich auf alle Fälle zu schätzen.

Ich brumme leise den Text mit, als die Jukebox jäh verstummt. Ich blicke auf und mustere den Barmann mit einer Mischung aus Enttäuschung und Verwirrung. Der starrt mit weit aufgerissenen Augen und aufrichtigem Bedauern hinter mich. Eine Sekunde lang, dann senkt er den Blick in einer stummen Bitte um Verzeihung.

Ich seufze. Ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, was als Nächstes kommt. Ich nehme noch einen tiefen Schluck meines wohlverdienten Biers und rotiere auf meinem Hocker, lehne mich zurück und stütze meine Ellbogen auf die Theke. Die Flasche halte ich in der rechten Hand auf Höhe des Halses. Zwei muskelbepackte Stereotypen in Anzügen kommen auf mich zu – einer mit offenem Jackett, der andere lediglich mit Weste. Schulter an Schulter starren sie ein Loch in mich hinein und wirken dabei mächtig angepisst.

Ich seufze erneut.

Warum ich?

Die zwei sehen sich ähnlich. Der linke Kerl ist der kleinere von beiden, doch im Vergleich ziehe ich trotzdem

den Kürzeren. Ich bin knapp 1,85. Die zwei überragen mich mindestens um zehn Zentimeter. Der Gedrungene hat sich seit ein paar Tagen nicht mehr rasiert, und ich habe ihn noch nicht ein einziges Mal blinzeln sehen. Seinen Einschüchterungsblick hat er ganz offensichtlich eingeübt, weil er ihn genüsslich in Szene setzt, während er sich weiter nähert.

Zu meiner Rechten hinterlässt sein etwas größerer Freund auch kräftemäßig einen imposanteren Eindruck, aber er blinzelt auch mehr. Ich nehme an, dass er der weniger Selbstbewusste ist und im Gegensatz zum anderen wenig Sinn für die psychologische Seite solcher Konfliktsituationen hat. Dafür ist er glatt rasiert und insgesamt deutlich vorzeigbarer. Er ist derjenige, der die Weste trägt.

Hinter mir höre ich, wie der Barmann das Glas, das er eben noch geputzt hat, auf die Arbeitsfläche stellt und sich diskret zurückzieht. Was die Kneipe an Hintergrundgeräuschen zu bieten hatte, ist längst verstummt. Lediglich ein kollektives Einatmen ist zu hören, als die übrigen Gäste innehalten und in einer Mischung aus Faszination und Furcht gebannt auf mich starren.

Nur gut, dass ich nicht zur Verlegenheit neige ...

Die zwei zornigen Stereotypen bauen sich knapp einen Meter vor mir auf.

»Hast du das Lied aufgelegt?«, will der Linke wissen und spuckt die Worte regelrecht aus. Gleichzeitig rückt er sein Jackett zurecht.

»Ja«, antworte ich gelassen. »Passt's dir nicht?«

»Das Lied macht meinen Freund hier unglücklich. erinnert ihn an jemanden, den er mal gekannt hat.«

Ich wende mich an seinen Begleiter. »Tatsächlich?« Ich ziehe mit gespielter Interesse die Augenbrauen hoch.

Meine Antwort erhalte ich von dem ersten Kerl. »Ja, tatsächlich«, fährt er fort. »Und wir schätzen es nicht, wenn ein Fremder hier reinmarschiert und Stress für uns Stammgäste verursacht.«

Ohne meine Augen von dem Kerl zu meiner Rechten zu nehmen, antworte ich dem Kerl zu meiner Linken. »Ich hab's hier lediglich auf ein ruhiges, gemütliches Bier abgesehen, das ist alles«, sage ich. »Ich wollte mit meiner Songauswahl niemanden verärgern.«

»Das mag sein, aber du hast trotzdem jemanden verärgert. Und jetzt steckst du in der Klemme.«

Mag sein, dass es eine Charakterschwäche ist, doch ich liebe es, Leute kurz vor einem Kampf zu provozieren. Und machen wir uns doch nichts vor: Hier führt an einem Kampf kein Weg vorbei. Zugegeben, das kleine Gerangel ist kaum der Rede wert, weil mich die zwei Arschlöcher nicht mal im Schlaf bezwingen könnten. Aber das Ganze ist trotzdem unvermeidlich. Da bietet es sich an, die Jungs vorher ein bisschen anzumachen – wenn man es richtig anstellt, kann man Leute dadurch derart auf 180 bringen, dass sie einen angreifen, ohne nachzudenken. Was die Wahrscheinlichkeit, dass sie einen Fehler machen, um ein Vielfaches erhöht. Und sobald sie diesen einen Fehler begehen: BUMM! Gute Nacht, mein Schatz.

Außerdem amüsiert mich das Ganze zunehmend.

»Echt jetzt?«, frage ich also. »Ich hocke in 'ner Kneipe, kippe ein Bierchen und entspann mich. Fühlt sich gar nicht so an, als ob ich in der Klemme stecke. Zugegeben, ich wär noch unbeklemmter, wenn ich meinen Atem nicht an euch zwei Arschgesichter verschwenden müsste, aber ich kann mir definitiv beklemmendere Situationen vorstellen.«

In der Regel erwarten derart schwere Jungs, dass man klein beigibt oder das Weite sucht, sobald sie auf Konfrontationskurs gehen. Was sie definitiv nicht erwarten, ist, dass man sie in ein Gespräch verwickelt oder gar offen vor den Kopf stößt.

Die beiden tauschen leicht verwunderte Blicke – ganz so, als ob der eine den anderen fragt, ob der es auch nicht glauben kann, dass ich die Nerven habe, so mit ihnen umzuspringen.

»Du hast ein ganz schön loses Mundwerk, du Arschloch. Weißt du das?«, fragt der Linke.

»Weiß ich«, sage ich und nicke zur Bekräftigung. »Hat mich schon in allerlei Verlegenheit gebracht. Wie heißt du eigentlich?«

Das hat er ebenfalls nicht erwartet.

»Stan«, antwortet er zögernd und legt verwirrt die Stirn in Falten.

»Stan?«, wiederhole ich und zeige auf seinen Freund. »Dann musst du Ollie sein, oder?«

Dem Kerl in der Weste glühen mit einem Mal die Wangen. Offensichtlich verärgert, fängt er sogar an, mit den Knöcheln zu knacken. Ich dachte immer, solche Klischees findet man nur in Cartoons. Das Ganze ist zum Totlachen.

»Nein«, raunt er mit tiefer, belegter Stimme.

»Heißt der Stan mit Nachnamen Dupp?«, witzle ich weiter.

»Nein, du Klugscheißer.«

Die beiden werden mit jedem Augenblick wütender und ich koste es voll aus. Ich kann's ehrlich gesagt kaum erwarten, dass einer von ihnen auf mich losgeht.

Bitte habt Verständnis. Mein Entertainment ist mir lieb und teuer.

Ich wende mich an den rechten, den Kerl, der angeblich nicht Ollie heißt.

»Also, Dick und Doof, wie heißt ihr denn nun wirklich?«

Na, *das* bringt dann doch den gewünschten Erfolg.

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, torkelt Stan auf mich zu und unternimmt einen Anlauf, mir mit der schweren rechten Pranke ins Gesicht zu schlagen. Glücklicherweise ist es der langsamste Fausthieb aller Zeiten, den ich meilenweit kommen sehe. Blitzschnell stoße ich mich mit dem linken Fuß vom Barhocker ab und ziele mit meinem rechten nach Stans linkem Bein. Ich tippe es lediglich an – hart genug, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, jedoch ohne irgendetwas zu brechen. Dank des Gewichts, das er hinter seinen Fausthieb gepackt hat, und der Tatsache, dass sein linkes Bein gerade unkontrolliert einknickt, wirft ihn sein eigener Schwung mit Vollampf gegen den Tresen. Als er stürzt, trete ich zur Seite und schmettere ihm die Faust an die Schläfe. Er prallt von der Bar ab, hat keine Ahnung mehr, wo er ist, und als er auf dem Boden aufschlägt, ist er bereits bewusstlos.

Ich nutze die Wucht meines Rechtsschwungs aus und drehe mich weiter gegen den Uhrzeigersinn, hebe den linken Ellbogen, ziehe ihn voll durch und erwische den anderen Trottel seitlich am Kinn, da er sich gerade aufmacht, mir an die Wäsche zu gehen. Der Schlag gerät weder besonders platziert noch kraftvoll, doch es reicht, um ihn rückwärts taumeln zu lassen, weil er nicht damit gerechnet hat.

Ich führe die Bewegung zu Ende und ramme ihm meine Faust gegen das Brustbein, knapp unterhalb des Brustkorbs. Es steckt eine gehörige Wucht hinter meinem Hieb

und ich treffe ihn so sauber wie nur möglich. Wenn man einen solchen Schlag kassiert, klappt der Körper instinktiv vornüber zusammen. Da der Kerl jedoch bereits von meinem Ellbogenschlag in die entgegengesetzte Richtung geworfen wird, hängt er zunächst still in der Luft und knickt dann auf der Stelle ein. Er landet in Embryonal-lage und der Versuch zu atmen mündet in ein grässliches Krächzen. Einen Moment lang wälzt er sich herum, dann gibt er auf und wird ohnmächtig.

Ich blicke erst zu Stan, dann zu seinem Freund, der mir bewusstlos zu Füßen liegt. Ich angle nach meinem Johnnie Walker und kippe ihn in einem Schluck runter, wühle in der Hosentasche und schmeiße einen Zwanziger auf die Bar, ehe ich meine Schultertasche aufhebe und die Kneipe verlasse.

Ich stehe auf dem Gehsteig vor Charlie's. Die Sonne geht gerade unter und taucht die Dachlandschaft in einen orangefarbenen Glanz. Ich atme ein paarmal tief durch und erkläre meinem Körper, dass ich kein Adrenalin mehr brauche und er meinen Puls gefälligst senken soll.

Ich spähe in alle Richtungen und versuche zu entscheiden, wo ich schneller ein Motel finde. Ich gelange zu dem Schluss, dass ich absolut keine Ahnung habe, also greife ich auf meine uralte Philosophie zurück: im Zweifelsfall immer links.

Ich zücke mein Handy und wähle eine Nummer aus dem Gedächtnis. Die Stimme, die sich meldet, ist eine dieser nervigen Stimmen, die immer glücklich klingen, ganz egal, in welcher Lage. Da diese Stimme jedoch einem der wenigen Menschen auf diesem Planeten gehört, denen ich vertraue, sehe ich großzügig darüber hinweg.

Josh Winters ist ein ehemaliger Kumpel aus meinem

früheren Leben. Wir lernten uns kennen, nachdem ich gerade für die Leitung einer Geheimoperation rekrutiert worden war – einen Einsatzverband von Amis und Briten. Wir fanden schnell eine gemeinsame Wellenlänge und wurden unzertrennlich wie Brüder. Als ich aus dem Dienst ausschied, um als Söldner zu arbeiten, war er deshalb sofort bereit, sich mir anzuschließen. Jetzt arbeitet er bereits seit elf Jahren für mich, fädelt Kontakte ein, organisiert Aufträge für mich und beschafft mir neben Informationen noch so ziemlich alles andere, was ich brauche. Mein Schicksal liegt mehr oder weniger in seinen Händen.

»Adrian! Schön, von dir zu hören, Boss! Wie gefällt's dir so weit in Heaven's Valley?«

Ich kann sein Lächeln regelrecht durch die Leitung spüren.

»Ich bin erst seit einer halben Stunde in der Stadt und trotzdem schon in eine Schlägerei geraten«, antworte ich. »Bisher gefällt's mir also eher weniger.«

»Du hast ja schon immer dazu geneigt, gleich beim ersten Treffen einen starken Eindruck zu hinterlassen, was?«, meint er lachend.

»Leck mich, Josh«, erwidere ich, obwohl ich mich über seine Stichelei freue. »Für morgen alles startklar?«

»Logisch. Du triffst einen Kerl namens Jimmy Manhattan. Das ist einer vom alten Schlag, Adrian, genau wie die Leute, die er vertritt. Ich sag das also mit der geballten Zuneigung, die ich für dich aufbringen kann. Sei, wenn's geht, nicht allzu sehr ... du selbst, okay?«

Ich reagiere beinahe beleidigt, weiß aber, was er mir damit sagen will. Ich habe schon für viele solche Leute gearbeitet, und die nehmen Respekt alle äußerst ernst.

Jemanden wie Jimmy Manhattan respektlos zu behandeln, jemanden, der in der Nahrungskette der Unterwelt derzeit weit oben steht, hätte zur Folge, mit einer Menge unnötiger Schwierigkeiten konfrontiert zu werden.

»Hab keine Angst, ich werde mich höchst professionell verhalten«, versichere ich.

»Genau davor hab ich Angst! Ruf mich hinterher an, wenn du was brauchst.«

»Mach ich.«

Ich lege auf und begeben mich auf die Suche nach einem schönen ruhigen Motel, in dem ich nicht nur eine Dusche, sondern auch endlich etwas Schlaf finden kann. Ich erwische mich dabei, wie ich *Fortunate Son* vor mich hin summe. Das Lied, das sie mich in der Kneipe nicht zu Ende hören ließen.

Solche Arschlöcher!

3



21. AUGUST 2013

08:06 PDT

Ich spaziere eine ruhige Straße entlang, die parallel zur Hauptgeschäftsstraße mitten durchs Zentrum verläuft. Die Sonne ist herrlich warm, selbst zu dieser frühen Morgenstunde, und es wird mit jeder Minute heißer. Heaven's Valley ist umgeben von einer kargen, gnadenlosen Wüste, derart extreme Hitze ist also das ganze Jahr hindurch gang und gäbe.

Ich treffe Manhattan um neun Uhr vormittags, aber ich mache mich schon früher auf den Weg, um den Treffpunkt auszukundschaften. Das ist eine alte Angewohnheit, die sie mir gleich am ersten Tag im Ausbildungslager eingebläut haben – ein vernünftiges Sondieren der Lage kann Leben retten. Sei dir immer bewusst, aus welcher Richtung der Feind kommt und wo sich deine Rückzugsrouten befinden. Insbesondere in dieser Situation, in der ich jemanden treffe, den ich nicht kenne und dem ich nicht traue. Ich plane meinen Abflug gern weit vor der Ankunft.

Das Treffen findet im Dimitri's statt, einem netten kleinen Café in Familienbesitz. Außen ist der braune Lack der Fensterrahmen abgeplatzt und auf der Scheibe prangt das Firmenlogo. Links daneben befindet sich der Eingang. Vor dem Laden gibt es genügend Platz für drei Tisch- und

Stuhlgarnituren, die – dem Wetter nach zu schließen – den ganzen Tag lang von Gästen besetzt sein werden.

Ich gehe rein und bin überrascht, wie geräumig es ist – viel größer als erwartet. Der Grundriss ist schachbrettartig angelegt, drei Reihen mit jeweils drei Tischen vor einem Tresen, der nahezu die gesamte hintere Wand einnimmt. An den Seiten gibt es Sitznischen, die jeweils Platz für vier sich paarweise gegenüberstehende Gäste bieten. Die mittlere Reihe besteht aus runden Tischen, an deren vier Kompasspunkten jeweils ein Stuhl steht.

Das Café muss gerade erst geöffnet haben. Ein alter Mann mit kurzen grauen Haaren reinigt hinten die Cappuccino-Maschine. Als ich mich nähere, dreht er sich zu mir um, beäugt mich von oben bis unten und wendet sich dann wieder seiner Maschine zu. An seinen Unterarmen prangen verblasste blaugraue Tätowierungen, wahrscheinlich hat er in den guten alten Zeiten ebenfalls beim Militär gedient.

»Morgen«, sage ich, ohne mit einer Antwort zu rechnen. »Kann ich einen Kaffee haben, schwarz mit zwei Stück Zucker, bitte?«

»Bin sofort da«, antwortet er, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich mache kehrt und betrachte das leere Café, inspiere den Grundriss und versuche zu entscheiden, wo ich mich am besten hinsetzen und warten soll. Ich nehme an, das Separee rechts vom Fenster eignet sich am ehesten. Ich gehe hinüber und rutsche auf der Sitzbank entlang zur Wand, drehe mich leicht nach links und lehne mich mit einem Knie auf dem Sitz an die Wand, damit ich den gesamten Raum vor mir im Blick habe – den Eingang, den Tresen und die dahinterliegenden Türen sowie

den Außenbereich vor dem Fenster. Von hier aus kann ich jeden kommen sehen und muss mir keine Sorgen machen, dass mir jemand in den Rücken fällt. Alles alte Angewohnheiten, die mir in jungen Jahren anezogen wurden. Angewohnheiten, die mir mehr als einmal schon den Arsch gerettet haben. Manche nennen mich paranoid, aber so wie ich das sehe, ist es keine Paranoia, wenn die Wichser wirklich hinter einem her sind.

Ein paar Minuten vergehen, dann bringt mir der alte Mann den Kaffee.

»Wollen Sie Frühstück?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf. »Nein, danke.«

Er kehrt hinter den Tresen zurück.

Ich trinke einen Schluck und lasse geistesabwesend meinen Blick durch den Raum schweifen, blicke kurz aus dem Fenster und sehe drei Männer den Bürgersteig entlanglaufen.

Das muss er sein ...

Ich bin sowohl beeindruckt als auch besorgt, dass er ebenso gut vorbereitet wie ich und überpünktlich ist.

Die Tür geht auf. Die drei Männer treten ein.

Showtime.

Der erste Kerl ist Anfang 50 und trägt einen ziemlich teuren hellbraunen Dreiteiler. Ein dünner, drahtiger Kerl, der sich jedoch mit äußerster Selbstsicherheit und Grazie bewegt. Er wirkt wie ein Mann, der es nie eilig hat. Oder je eilig haben müsste. Er starrt mich an, jedoch nicht aggressiv. Eher ... zielstrebig.

Hallo, Jimmy Manhattan ...

Die zwei Kerle hinter ihm sind Leibwächter. Austauschbare Schläger, die eher zur Einschüchterung als zum tatsächlichen Begleitschutz dabei sind, nehme ich an.

Manhattan macht auf mich nicht den Eindruck, als müsse er sich in diesem Viertel noch Respekt verschaffen.

Ich schaue mir die Bodyguards näher an und seufze, etwas lauter als beabsichtigt.

Es sind meine beiden Kneipenfreunde vom Vorabend ...

Beide kommen mir schwer verkatert vor. Mein Gesichtsausdruck verrät nichts, doch innerlich kann ich nur lachen. Typisch für mich, ausgerechnet mit dem Sicherheitspersonal meines nächsten Auftraggebers in eine Schlägerei zu geraten.

Ich mache keine Anstalten aufzustehen. Meine Hand biete ich denen ganz bestimmt nicht zum Gruß. Stattdessen greife ich zu meiner Kaffeetasse und nehme noch einen Schluck.

»Jimmy Manhattan?«, frage ich, als die Herren sich zu mir gesellen.

Ein Nicken. »Dann sind Sie wohl Adrian Hell?« Er lässt sich auf der Sitzbank gegenüber nieder. Seine Stimme ist sanft, sein Akzent klingt nach ... Ostküste, New York vielleicht? Auf jeden Fall ist er weit von zu Hause weg.

»Ihnen eilt offenbar zu Recht der Ruf voraus, dass Sie gewissenhaft arbeiten«, würdigt er meine vorzeitige Ankunft im Café.

»Na ja, Sie kennen das Sprichwort doch sicherlich: Der frühe Vogel fängt den ... Kontakt, nehme ich an. Sie haben Freunde mitgebracht ...«

Ich blicke zu ihnen hoch und richte nacheinander das Wort an sie.

»Fred ... Ginger ...« Ich halte ihnen mit geheuchelter Reue die Hand hin. »Lasst uns einen Strich unter den gestrigen Abend ziehen.«

Stan ist sauer, sein Freund auch. Mit unheilvollem Blick und einem fiesen Lächeln auf den Lippen starren sie mich an, sagen aber kein Wort. Nicht mal ein Zucken. Sie blicken lediglich kurz zu Manhattan, ansonsten verharren sie völlig bewegungslos. Ich wende mich wieder an meinen Auftraggeber.

»Wie ich sehe, haben Sie Ihre Hündchen gut erzogen«, grinse ich. »Beeindruckend.«

Manhattan deutet seinerseits ein Lächeln an, bleibt jedoch kühl und souverän.

»Und wie ich sehe, ist Ihr Ruf, was das lose Mundwerk angeht, ebenfalls zutreffend.« Ein kurzer Blick über die Schulter. »Lasst mich mit Mister Hell unter vier Augen reden, seid so gut.«

Stan und sein etwas größerer und wütenderer Freund ziehen ab und setzen sich mit dem Gesicht zu uns an den Tresen. Einen Augenblick lang verwöhne ich sie mit meinem besten Pokerface, dann ignoriere ich sie komplett. Die zwei beunruhigen mich nicht im Geringsten. Sie sind aus einem einzigen Grund hier, und zwar um Jimmy in den Augen seines Gegenübers bedrohlicher erscheinen zu lassen. Dass das bei mir nicht funktioniert, wissen wir alle.

»Mister Hell ... oder darf ich Adrian sagen?«, fragt er.

Professionell und respektvoll, fast schon freundlich. Ich vermute, dass seine Manieren einstudiert sind, um sein Gegenüber zu entwaffnen und in falscher Sicherheit zu wiegen. So zieht er die Leute vermutlich auf seine Seite. Auch das klappt bei mir nicht, doch ich schätze seine Höflichkeit und erwidere sie.

»Man hat sich schon schlimmere Anreden für mich einfallen lassen, also nur zu.«

Dabei gefällt mir ›Mister Hell‹ eigentlich ganz gut – vielleicht nenne ich mich in Zukunft so. Mal sehen, wie’s ankommt ...

»Adrian, ich vertrete Roberto Pellaggio, auf dessen Geheiß ich hier bin, um Ihnen einen Auftrag anzubieten, der Ihren besonderen Talenten entspricht.«

Er zückt einen braunen Briefumschlag und schiebt ihn über den Tisch. Ich finde darin ein Foto sowie einige Unterlagen. Es handelt sich um eine großformatige Schwarz-Weiß-Aufnahme von einem Mann im Anzug, der gerade eine Straße überquert. Er hat ein Handy am Ohr und trägt eine Aktentasche.

»Das ist Ted Jackson«, fährt er fort. »Bis vor Kurzem haben wir mit Mister Jackson noch über eine geschäftliche Vereinbarung verhandelt, um uns ein Grundstück am Stadtrand zu sichern. Mister Pellaggio bemüht sich, mit dem Bau eines Kasinos sein Geschäftsfeld zu erweitern.«

»Reden Sie nur weiter.« Ich konzentriere mich auf das Foto.

»Vor ein paar Tagen hat sich Mister Jackson ohne Vorwarnung oder Erklärung aus den Verhandlungen zurückgezogen. Die Eigentumsurkunde sowie das Geld, das Mister Pellaggio bereits investiert hatte, behielt er ein.«

Ich blicke von dem Foto auf. »Und Sie wollen, dass ich ihn aus dem Verkehr ziehe?«, erkundige ich mich, als sei es die normalste Frage der Welt.

»Mister Pellaggio ist ein respektabler Geschäftsmann mit ... wie soll ich sagen ... weitreichendem und ausgezeichnetem Ruf. Eine derartige Beleidigung kann unter keinen Umständen toleriert werden. Es muss eine klare Botschaft übermittelt werden.«

»Ich verstehe. Wird sofort erledigt.«

»Da wäre noch etwas«, sagt Manhattan. »Um Mister Jackson müssen Sie sich auf jeden Fall kümmern, doch von entscheidender Bedeutung ist dabei, dass Sie die bereits erwähnte Eigentumsurkunde an sich bringen. Mister Pellaggio ist stark daran interessiert, die geplante Expansion möglichst zeitnah einzuleiten und mit dem Bau des Kasinos zu beginnen. Dieses Schriftstück ist der Schlüssel zu beidem.«

»Kein Problem«, entgegne ich mit einem Achselzucken.

Den Auftrag nehme ich nur allzu gern an. Schnelles Geld für leichte Arbeit – finde einen Geschäftsmann, töte ihn und klau ein paar Papiere. Gib sie an die Mafia weiter und kassiere einen Haufen Kohle dafür. In ein paar Tagen bin ich raus aus der Nummer. Ich hab's nicht so wirklich mit dieser drückenden Wüstenhitze, je früher ich mich also in ein etwas kühleres Klima verziehen kann, desto besser.

Manhattan steht auf und veranlasst Stan und seinen Freund am Tresen, es ihm gleichzutun.

»Ich blicke Ihrer weiteren Arbeit mit Interesse entgegen, Adrian«, sagt er und wirft einen flüchtigen Blick auf seine Leibwächter. »Sie ist offensichtlich jeden Dollar wert.«

»Danke.«

»Wir sprechen uns wieder, wenn der Job erledigt ist.«

Manhattan nickt stumm zum Abschied, dann wendet er sich ab und verlässt das Café, gefolgt von seinen Leibwächtern. Als sie abziehen, dreht sich Stan noch einmal um und zeigt mir den Mittelfinger. Ich grinse lediglich und winke freundlich.

Gott, hätte ich doch nur härter zugeschlagen!



www.jamespsumner.com

JAMES P. SUMNER lebt im Norden von England. Er war immer schon ein begeisterter Leser. 2013 begann er mit dem Schreiben von *True Conviction*, seinem ersten Thriller mit Adrian Hell – einem Auftragskiller und ungewöhnlichen Helden, den man einfach lieben muss.

Nachdem James den Roman selbst bei Amazon als E-Book veröffentlicht hatte, konnte er die Menge der Downloads kaum fassen: Inzwischen sind es über 100.000!

Seine nächsten vier *Adrian Hell*-Romane erreichten alle Amazons Top 20.